

**I**m ersten Moment wirkt es seltsam, doch hier soll es sein. Hier, wo Möwenkacke das Kopfsteinpflaster sprengt und sich das Herbsthimmelgrau in den Pfützen spiegelt. Nebenan, unterm Vordach der Fischauktionshalle, picheln sich ein paar Obdachlose ihrer Besinnungslosigkeit entgegen. Es nieselt.

Hier am Fischmarkt, hatte der Architekt Hadi Teherani gesagt, lasse sich jenes leise, ungeduldige Vibrieren spüren, das die Stadt seit einiger Zeit erfasst hat. Und wirklich, mit zusammengekniffenen Augen sind elbaufwärts die ersten Umrisse der Hafencity zu erkennen. Auf der anderen Elbseite erahnt man das backsteinerne Wilhelmsburg, einen vergessenen Stadtteil, den die Hamburger gerade wieder entdecken wie einen alten Freund, dessen Telefonnummer man lange verlegt hatte. Drüben an den Containerterminals docken im Halbstundentakt voll beladene Containerriesen an – so viele und so große wie nie zuvor. Elbabwärts entrollt sich die frisch aufgefädelt „Perlenkette“ aus Edelrestaurants, teuren Lofts und Beach Clubs, vor denen sich an besseren Tagen die Cabrios stauen. Und hinter sich spürt man eine Stadt, in der die Planer und Macher vor Selbstvertrauen nur so strotzen.

In Hamburg wird geklotzt. Nach Jahrzehnten, in denen die Hansestädter in satter Selbstzufriedenheit vor sich hindämmerten, entdecken sie plötzlich die Erotik der Selbsterneuerung. Jetzt wird der Jungfernstieg aufgerüstet und der Neue Wall relaunched, wird die Messe vergrößert und der Flughafen erweitert, werden Dom- und der Spielbudenplatz umgebaut – und wird mit der Hafencity das ehrgeizigste Bauprojekt Deutschlands in Angriff genommen. Und als ob das nicht genug wäre, gönnen

sich Geldgeber und Geldausgeber auch noch ein Auswanderer- und ein Schiffahrtsmuseum, ein neues Planetarium und ein Konzerthaus, das wie ein gestrandeter Ozeanriese am Rand des Hafens thronen soll. Tourismus und Flughafen boomen, die Hafenwirtschaft wächst, Hamburg setzt an zum „Sprung über die Elbe“ und plant eine Internationale Bauausstellung im Jahr 2013, die all das auch vorführen soll.

Es scheint, als habe man der altehrwürdigen Barkasse Hamburg plötzlich einen Hochleistungsmotor eingepflanzt. Über Urheber und Ursachen des überraschenden Überholmanövers wird allerlei gerätselt, spekuliert, theoretisiert. Seltsamerweise fällt dabei selten der Name Hans Modrow.

Ende Oktober 1989 reiste Hamburgs damaliger Bürgermeister Henning Voscherau in die Partnerstadt Dresden, wo er unter anderem mit dem Ersten Sekretär der SED-Bezirksleitung zusammentraf. Es war die Ära der Montagsdemonstrationen, es waren historische Zeiten, deshalb kann Voscherau sich noch gut an das Gespräch erinnern. Hans Modrow habe zwei Stunden lang über die Gerontokratie des Politbüros geklagt. Gebe man ihm zwei Jahre an der Parteispitze, die er auf Gorbatschow-Kurs bringen werde, dann „stünden die Massen wieder hinter der SED“.

In dem Moment, so Voscherau, „wurde mir klar, dass bei denen erkennbar Realitätsverlust herrschte. Das bedeutete: Die Mauer würde fallen, und mit ihr der Windschatten, in dem Hamburg jahrzehntelang selbstzufrieden gelebt hatte“. Voscherau weiter: „Für uns hieß das, dass wir uns gewaltig verändern müssen.“

Vor Voscheras Augen materialisierte sich in diesem Augenblick das Bild einer pulsierenden Hafenstadt, die als Handels-

drehscheibe das ganze wiedervereinigte Mitteleuropa bedienen könnte. Zurück in Hamburg, begann der Bürgermeister für Elbvertiefung und vierte Elbtunnelröhre zu kämpfen, für ein neues Containerterminal in Altenwerder (heute das modernste der Welt), für die Erweiterung des in die Jahre gekommenen Flughafens und für das Geheimprojekt Hafencity. Er focht für eine Transrapidverbindung nach Berlin (und verlor) und setzte sich durch bei der Erweiterung des Airbus-Geländes.

**G**enützt hat es ihm wenig. Bei der Wahl 1997 fuhr Voscherau das schlechteste Ergebnis in der SPD-Nachkriegsgeschichte ein, worauf der Bürgermeister entnervt seinen Rücktritt einreichte. Und statt der Hansestadt punktete erst einmal kräftig die neue Hauptstadt im Osten.

Solange die Mauer stand, galt Berlin den Hamburgern als eine Art entfernter, etwas spleeniger Verwandter. Jetzt aber entpuppte es sich als größerer Bruder, der immer die cooleren Klamotten, die aufregenderen Ideen und die interessanteren Freunde hat. „In Berlin kann man kreativ sein, in Hamburg wird man dafür bezahlt“, befand „Universal“-Chef Tim Renner und zog damals mitsamt 500 Mitarbeitern von der Hanse- in die Hauptstadt um. Die Demission von Hamburgs wichtigster Plattenfirma wirkte wie ein Fanal. Wer in Hamburg irgendwie kreativ tätig war, musste sich immer öfter fragen lassen, warum er eigentlich „noch nicht“ in Berlin sei.

Die Frage war durchaus berechtigt, denn angesichts der ungeheuren Strahlkraft Berlins wirkte Hamburg tatsächlich blass, bieder und borniert. Berlin rockte, Hamburg schmolte. Architektengrößen wie Helmut Jahn und Renzo Piano flogen

## ZUKUNFTSMUSIK

Lange hat sich Hamburg mit einer Nebenrolle begnügt. Doch nun entdecken Politiker und Planer die Erotik der Selbsterneuerung, rüsten für den Wettstreit mit anderen Städten und setzen sich mit der Elbphilharmonie ein spektakuläres Denkmal. Was ist nur in die angeblich so reservierten Hanseaten gefahren?



Luftschloss auf solidem Sockel: 2009 wird die Elbphilharmonie auf einem Backstein-Speicher über der Hafencity thronen – ein weltweit sichtbares Symbol für Hamburgs neues Selbstbewusstsein

# Wer heute stillsteht, fällt zurück

in diesen Tagen „in großem Bogen um Hamburg herum, um in Berlin zu landen“, erinnert sich Hadi Teherani. Teherani, ein kleiner Mann mit großen Ideen, hat die 1990er Jahre über in Hamburg mehrere überraschend moderne Gebäude gebaut.

„Eigentlich sind die Hamburger traditionell sehr konservativ“, erklärt Teherani, der als Sechsjähriger mit seinen Eltern von Teheran an die Elbe zog. „Es gibt hier Leute, die verzeihen einem nicht, wenn man den falschen Gürtel trägt. Andererseits sind sie aber so weltoffen und weitgereist, dass sie erkennen, was wirklich gut ist. Und wenn sie es erkannt haben, dann setzen sie es auch durch.“

**E**iner dieser Augenöffner-Momente fiel zusammen mit Hamburgs Bewerbung um die olympischen Sommerspiele 2012. Allein die Vorstellung eines solchen Großereignisses reichte aus, um in der Stadt Kräfte freizusetzen, die niemand in ihr vermutet hätte. Unternehmen, Kaufleute, Bürger, Vereine und Senat waren gemeinsam „Feuer und Flamme für Hamburg“ (so der Slogan der Hamburger Olympiakampagne), machten Flächen für Sportstätten frei, schmiedeten Pläne, mobilisierten Unterstützer. „Noch so eine Hamburger Besonderheit“, merkt Henning Voscherau an, „Hamburg ist ja eine Kaufmannsstadt. Das heißt: Wenn sich hier etwas rechnet, dann wird es gegen alle Widerstände auch gemacht. In Hamburg sind daher immer Dinge möglich, die anderswo unmöglich wären.“

Als beispielsweise in den 1880er Jahren Lagerplätze am Hafen gebraucht wurden, siedelten die Hamburger kurzerhand 20 000 Bewohner der Elbinseln um und machten so den Weg frei für den Bau der Speicherstadt. Heute, wo der Hafen die citynahen Flächen nicht mehr benötigt, könnte die Siedlungsbewegung wieder retour gehen. Ganz en passant hatten die Hamburger mit der Olympiabewerbung nämlich ihren vernachlässigten Süden wiederentdeckt, wo sich herrliche Plätze am Wasser verbergen. Nur bislang hatte sie kaum jemand wahrgenommen, weil „für

viele Hamburger südlich der Elbe ja bereits der Balkan beginnt“, wie Hamburgs amtierender Bürgermeister Ole von Beust es zuspitzt.

„Wir haben damals gespürt, was hier alles möglich wäre“, erinnert sich von Beust. „Die Olympiabewerbung war letztlich der Auslöser, auch wenn wir es nicht geschafft haben.“ Nachdem am 12. April 2003 in München die Entscheidung gegen Hamburg bekannt gegeben worden war, machte sich der Bürgermeister deprimiert auf den Rückweg. Kurz vor der Landung drehte der Pilot der Lufthansa-Linienmaschine noch eine Ehrenrunde über der Hamburger Innenstadt, um die niedergeschlagene hanseatische Delegation zu trösten. „Von da oben konnten wir die Stadt noch einmal in voller Schönheit sehen“, erinnert sich Hamburgs Stadtoberhaupt wehmütig, „da haben wir uns alle gesagt: Verflucht noch mal, das kann's doch jetzt nicht gewesen sein.“

Und das war's auch noch nicht. Von Beust und seine CDU, die seit 2004 mit dem Luxus einer absoluten Mehrheit regieren, setzten kurzerhand zu einem Befreiungsschlag an. In einer Zeit bankrotter Gemeinden und schrumpfender Bevölkerung setzten sie auf Voscheraus Erneuerungsbewegung noch einen drauf und erklärten Hamburg keck zur „wachsenden Stadt“. Kürzten die laufenden Ausgaben für Schulen, Bücherhallen oder Frauenhäuser und stopften das Geld in einen gigantischen Investitionsplan, von dem vor allem Forschungsinstitute und Hamburgs größter Arbeitgeber, der Hafen, profitieren sollen. Lockten Designer und Architekten wie Philippe Starck und Rem Koolhaas nach Hamburg.

Das Kalkül: Große Namen und große Projekte sorgen für große Aufmerksamkeit. Große Aufmerksamkeit wiederum sorgt für mehr Besucher, neue Bauten, gute Geschäfte, zusätzliche Einwohner, und all das braucht Hamburg, wenn es in Bewegung bleiben will. Es ist eine sich selbst erfüllende Prophezeiung, deren Erfolg voraussetzt, dass alle fest an sie glauben. Es ist der Versuch, „dynamische Prozesse zu erzeugen, indem man ihnen einen Raum und eine ar-

chitektonische Form gibt“, wie Hamburgs Oberbaudirektor Jörn Walter erklärt. „Im Zeitalter der Globalisierung kann es sich keine Stadt mehr leisten, nicht dynamisch zu sein. Es gibt heute keinen Stillstand mehr. Wer nicht zu den Gewinnern zählt, gehört zu den Verlierern.“

**U**nd weil das so ist, versucht mittlerweile von Valencia bis Shanghai jede einigermaßen ambitionierte Metropole, sich ein möglichst anziehungstarkes architektonisches Denkmal zu setzen. Stadtplaner sprechen bereits vom „Bilbao-Effekt“, weil die baskische Industriestadt die erste war, die sich mit einem aufsehenerregenden Bauwerk – Frank Gehrys titanverschachteltem Guggenheim Museum – einen Platz auf der Karte internationaler Wahrnehmung erspielt hat.

Hamburgs diesbezügliche Hoffnungen ruhen auf der Elbphilharmonie, einem spektakulären 2200-Zuschauer-Tempel, von dem ehrlicherweise niemand sagen kann, ob er nicht eines Tages als „überdimensioniertes Renommierprojekt“ (Süddeutsche Zeitung) endet. Kritiker weisen darauf hin, dass Hamburg bereits über eine etablierte klassische Konzerthalle, aber weder ein erstklassiges Orchester noch über ein ausreichend großes Klassikpublikum verfügt, um all seine Konzerthäuser zu füllen. Und doch ist die Philharmonie ein gutes Beispiel dafür, dass in der Stadt manches anders läuft als anderswo.

Hamburg ist nicht nur das Bundesland mit der dritthöchsten Pro-Kopf-Verschuldung, sondern mit über 950 privaten Stiftungen gleichzeitig auch die Stiftungshauptstadt Deutschlands. Will heißen: In der Stadt gibt es viel Bürgersinn. Er wurzelt in der Tradition der republikanischen Kaufmannsstadt. Jene, die auf der Sonnenseite leben, sind nicht nur stolz auf ihre Heimat, sondern traditionell auch sehr spendabel.

Mitunter kommt es vor, dass jemand im Rathaus anruft mit der Frage, für welches Projekt er denn bitte schön am sinnvollsten ein paar Millionen spenden könne. Kürzlich war mal wieder der Bauunternehmer

Shanghai? Dubai? Weit gefehlt: Hamburg! Weltklasse-Architektur im Überseequartier der Hafencity, konzipiert vom Niederländer Rem Koolhaas



Helmut Greve in der Leitung, dem von Beust das noch nicht einmal beschlossene Projekt Elbphilharmonie ans Herz legte. Greve versprach 30 Millionen Euro, Versandhauskönig Michael Otto legte weitere zehn Millionen drauf, ebenso die Hermann-Reemtsma-Stiftung. Andere Privatleute und Firmen spendierten noch einmal fünf Millionen Euro. Bevor die Sponsorenkampagne im November 2005 angelaufen war, hatten die Hanseaten auf diese Weise bereits über 50 Millionen Euro beisammen, und „Hamburgs kultureller Magnet mit internationaler Ausstrahlung“ (Kultursenatorin Karin von Welck) konnte in Angriff genommen werden.

Jene Kraft, die Hamburg auf Touren bringt, ist ja keineswegs neu. Die „drei großen Ws“ sind es, welche die Hansestadt auszeichnen: Weltoffenheit, die Menschen und Ideen in die Stadt zieht; Wirtschaft, die mit kühlem kaufmännischen Kalkül diese Ideen ins Leben bringt; und das Wasser, das der Stadt Arbeit und ein einzigartiges Flair verschafft. All das gab es schon immer. Aber es musste wiederentdeckt werden.

Nun entdecken auch die Bundesbürger die Stadt. Mehrere tausend Neubürger lockt Hamburg derzeit jährlich netto an. Stadttheoretiker sagen, das sei durchaus kein Zufall, sondern der Trend. „Studen-

ten, Singles, Geschiedene, Senioren – für all diese Bevölkerungsgruppen hat eine Stadt heute weit mehr zu bieten als das Leben auf dem Land“, sagt der Architekt Richard Rogers, der seit langem eine Renaissance des Urbanen prophezeit. Allein für junge Familien hat Hamburg wenig zu bieten: Zu teuer sind große Wohnungen, zu unerschwinglich ist ein Stückchen Grün, zu lückenhaft sind immer noch die Angebote für Kinderbetreuung. Rund 6000 Bürger pro Jahr, die meisten von ihnen Mittelverdiener mit jungen Kindern, verliert die Stadt daher zurzeit an den grünen, günstigeren Speckgürtel, der sie umgibt.

**F**ür alle anderen aber ist die Hansestadt im Zeitalter der Landflucht ein bevorzugtes Ziel. Hochrechnungen von Kölner Wirtschaftsforschern zufolge dürfte Hamburgs Bevölkerung bis 2020 um sieben Prozent wachsen, während beispielsweise Berlin stark schrumpfen soll. 2040 könnten sogar mehr als zwei Millionen Menschen in der Hansestadt leben, was gegenüber 2006 einem Plus von 16 Prozent entspräche und die Kölner Experten fragen lässt, „ob ein derartiger Bevölkerungszuwachs überhaupt zu verkraften wäre oder ob unter Umständen sogar gegensteuernde Maßnahmen notwendig wären“.

Weltstädte haben längst nicht mehr nur das schiere Wachstum im Blick – sondern die *creative class*, wie Richard Florida sie getauft hat. Florida, Politikwissenschaftler an der George-Mason-Universität in Washington, hat vor einiger Zeit am Beispiel von US-Städten zu entschlüsseln versucht, warum manche Regionen wachsen und prosperieren, während andere scheinbar haltlos schrumpfen und verfallen. Seine These: Nicht Firmen oder hochkarätige Bildungseinrichtungen sind es, die Städte heute ökonomisch zur Blüte bringen. Im Wissenszeitalter zählt vielmehr ihre Anziehungskraft auf Forscher und Ingenieure, Juristen und Finanzmakler, Künstler und Kreative – jene Kopfarbeiter also, die mit Wissen und Fantasie die wertvollsten Rohstoffe unserer Zeit in sich tragen. Und diese Creative Class, so Florida, siedle nun einmal bevorzugt dort, wo sie ein Klima von Offenheit, Vielfalt und Kreativität vorfände. Der Anteil Homosexueller an einer Stadtbevölkerung sei daher ein ziemlich guter Indikator für das wirtschaftliche Potenzial eines Standorts, weil gerade für diese Bevölkerungsgruppe Toleranz besonders zähle: „Je mehr Schwule, desto erfolgreicher ist meist auch die Stadt.“

Ohne das hanseatische Prinzip vom „Leben und leben lassen“ wären Oliver Voss und Niklas Frings-Rupp heute nicht

Futurismus am Fischereihafen: Das »Dockland«-Parallelogramm von Architekt Hadi Teherani erinnert an eine gigantische Sprungschance Richtung Nordsee. Betreten erbeten!



in Hamburg. Knapp drei Jahre ist es her, dass die beiden Werber, die für Agenturen in Amsterdam, London und Paris gearbeitet haben, über einer Europakarte gebeugt zusammensaßen. Voss und Frings-Rupp planten eine Dependence der renommierten Talentschmiede „Miami Ad School“ auf dem europäischen Kontinent. Aber wo? London – viel zu teuer zum Leben. Amsterdam – nett, aber ohne das Cluster aus Unternehmen drumherum, das Werber als potenzielle Auftraggeber benötigen. Berlin – für die Werbebranche einfach zu unbedeutend. blieb Hamburg.

Sechs Monate später rückten die ersten Schüler in der Finkenau ein, einer ehemaligen Frauenklinik, in der die Ad School schließlich ihr europäisches Hauptquartier fand. 70 Nachwuchs-Kreative aus 18 Nationen entwerfen dort Ideen und Kampagnen, die mittlerweile mit einer stattlichen Zahl an Auszeichnungen belohnt worden sind. Bronzene Cannes-Löwen, Clios, iF-Awards und ADC-Urkunden drängeln sich auf einem Regalmeter im Büro der beiden Schulleiter, die von ihrer neuen Heimat schwärmen, als handele es sich um einen gut zahlenden Kunden. „Die Stadt verfügt über alle Vorteile einer Metropole, ohne unübersichtlich zu sein“,

begeistert sich Frings-Rupp. „Was toll ist: In Hamburg kann man auch mit relativ wenig Geld noch zentral leben. Alles lässt sich per Fahrrad erreichen.“ Und Voss ergänzt: „Es ist nicht so ein ständiger Kampf wie in London oder New York. Hamburg ist nicht so brüllaffenmäßig unterwegs. Man kann hier seinen Kampfgeist auf den Job konzentrieren.“



**it anderen Worten:** Hamburg ist klein genug, um wieder groß zu sein. Das englische Trendmagazin „Wallpaper“ rief die Elbmetropole bereits zu „Germany’s creative capital“ aus, die Stadt vibriert wieder und verfügt neuerdings sogar über eine eigene Hymne. Verfasst hat sie Lotto King Karl, noch so ein Hamburger Neuzeit-Phänomen, das vor zehn Jahren undenkbar gewesen wäre. Der Mann kommt aus Barmbek, lebt in Winterhude, war mal Gabelstaplerfahrer und ist heute für Hamburg das, was BAP einst für Köln darstellte. Sensationelle elf Mal haben Lotto King Karl und seine „Barmbek Dream Boys“ die Open-Air-Bühne im Stadtpark gefüllt, drei Mal war die „Color Line Arena“ mit 14 000 Plätzen ausverkauft. Und nicht nur dem 38-jährigen Musiker wird heute manchmal

schwindlig angesichts dessen, „was hier in der Stadt plötzlich abgeht“.

Fünf Jahre ist es her, dass Lotto King Karl ein Lied geschrieben hat mit dem Titel „Hamburg, meine Perle“ und Zeilen, die sich auf „Home Sweet Home“ und „Du wunderschöne Stadt“ reimen. Seit fünf Jahren singt er es jedes Mal vor den Heimspielen des HSV, dem er im Nebenberuf als Stadionsprecher dient. Fünf Jahre brauchte das Lied, um groß zu werden, weil die Hamburger so lange brauchten, um an ihre neue Größe zu glauben. Heute aber passt es. Heute reichen die ersten Akkorde, um ein paar zehntausend Kehlen „Du bist die Stadt, auf die ich kann“ mitgrölen zu lassen und sich – noch eine Neuheit – mal ganz unhanseatisch selbst zu feiern. Glaubt man Lotto, dann war die Zeit dafür einfach überreif. „In Hamburg“, erklärt er, „halten wir ja traditionell den Ball flach. Aber jetzt ist einfach mal Schluss mit falscher Bescheidenheit.“ |



**Harald Willenbrock, 39,** lebt mit seiner Frau und zwei Kindern seit 16 Jahren „sehr gern“ in Hamburg. Er hat für GEO Special zuletzt über Londons neue Skyline geschrieben.